

Kocka, Jürgen

Book Part

Die Bedeutung historischer Statistikdaten für die Geschichtswissenschaft

Provided in Cooperation with:
WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1990) : Die Bedeutung historischer Statistikdaten für die Geschichtswissenschaft, In: Statistisches Bundesamt (Wiesbaden) (Ed.): Historische Statistik in der Bundesrepublik Deutschland, ISBN 3-8246-0064-1, Metzler-Poeschel, Stuttgart, pp. 22-26

This Version is available at:
<http://hdl.handle.net/10419/112582>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Die Bedeutung historischer Statistikdaten für die Geschichtswissenschaft

Dies ist ein sehr allgemeines Thema, das nur wenig an Konkretheit dadurch gewinnt, daß es in einer Sektion steht, deren Titel viel entschiedener klingt – „Die Notwendigkeit historischer Statistikdaten“ – und meine Bemerkungen in eine gewisse Richtung drängt, die allerdings meiner Überzeugung nicht widerspricht. Ich beginne mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu Sinn und Grenzen der Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft, sage dann zweitens etwas zur aktuellen Situation und schließe drittens mit einigen eher praktischen Problemen. Die sind eigentlich am wichtigsten, denn im Grund ist die Phase der grundsätzlichen Debatten für oder wider Statistik in der Geschichtswissenschaft längst vorbei. Nicht das „ob“ der Quantifizierung steht zur Debatte, sondern das „wie“ und „womit“.

1. Einerseits sind die Legitimität und die Nützlichkeit quantifizierender Verfahren und damit die Notwendigkeit entsprechender Daten unter Fachhistorikern, wie mir scheint, unumstritten, so unterschiedlich sie den Grad des Nutzens der Quantifizierung bestimmen mögen. Andererseits sind die meisten Historiker davon überzeugt, daß die Geschichtswissenschaft nie in eine primär quantifizierende Sozialwissenschaft überführt werden kann und daß der Reichweite wie den Möglichkeiten quantifizierender Methoden in der Historie Grenzen gezogen sind, so unterschiedlich die Auffassungen auch darüber sein mögen, wie weit diese Grenzen hinausgeschoben werden sollen.

Die Bedeutung statistischer Verfahren hat in der geschichtswissenschaftlichen Forschung in den letzten Jahrzehnten zugenommen. Das, was als historisch untersuchenswert gilt – als legitimer Gegenstand der Historiker – ist in den letzten Jahrzehnten sehr ausgeweitet worden. Damit sind Massenerscheinungen verstärkt zum Untersuchungsgegenstand geworden: Preise und Löhne, Geburten und Todesfälle, Auf- und Abstiege, Wahl- und Abstimmungsvorgänge, die sich wandelnde Häufigkeit des Gebrauchs bestimmter Schlüsselworte in Texten und Reden. Immer handelt es sich um Vielheiten, zu deren Erfassung das Zählen und das Vergleichen der Zahlen gehören, weil Veränderungen oder Unterschiede von Häufigkeiten bzw. Größen den Gegenstand zu beschreiben helfen und darüber hinaus Teile von Antworten auf Fragen sind, die die Historiker stellen.

Mit der Ausweitung des untersuchenswerten Gegenstandsbereichs ging eine Umakzentuierung in der Herangehensweise Hand in Hand. Die Beobachtung und Beschreibung von Regelmäßigkeiten – nicht nur von Individualitäten und Entwicklungen; die Untersuchung von Prozessen und Strukturen – nicht nur die Rekonstruktion von Handlungen und Motiven und Begebenheiten; die kausale Analyse und der systematische Vergleich – nicht nur die erzählende Rekonstruktion: all dies hat an Boden gewonnen (trotz einiger Rückschläge in letzter Zeit). All das ließ den potentiellen Bedarf an quantifizierenden Verfahren und quantifizierbaren Daten anwachsen.

*) Prof. Dr. Jürgen Kocka, Freie Universität Berlin.

Zeitweise haben sich Teile der Geschichtswissenschaft weit den benachbarten Sozialwissenschaften geöffnet: der Ökonomie, der Soziologie und der Politikwissenschaft. Deren Theorien und Hypothesen reizten nicht selten zur quantifizierenden Überprüfung und die Methodenarsenale der Nachbarwissenschaften machten sich in der Geschichtswissenschaft bemerkbar. Historiker tendierten dazu, schärfere Begriffe zu benutzen, explizite Hypothesen zu formulieren und systematische Theorien zu gebrauchen. Das mußte sie nicht zur Quantifizierung führen, es gibt theoretisch orientierte Geschichtswissenschaft ohne viel Quantifizierung, man denke an das Werk Max Webers, Nobert Elias' oder Hans-Ulrich Wehlers. Umgekehrt ist Quantifizierung ohne viel Theorie häufig. Dennoch besteht – auf der empirischen Ebene – eine gewisse Affinität zwischen Theorieorientierung und Quantifizierung. Diese gewann mit der analytischen Wendung der Geschichtswissenschaft an Boden.

Auf der anderen Seite ist man weit entfernt von jenem Quantifizierungsüberschwang, der vor etwa zwei Jahrzehnten manchen respektierten Kollegen zu der Erwartung veranlaßte, der wichtigste Fortschritt der Geschichtswissenschaft bestehe in der immer konsequenteren Ausbreitung quantifizierender Methoden, bis hin zur Verwandlung der Geschichtswissenschaft in eine „Science“. Dies ist ebensowenig geschehen wie die Eroberung der Wirtschaftsgeschichte durch die stark quantifizierende „New Economic History“ der sechziger und siebziger Jahre. Die Grenze der Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft ist dreifach bedingt:

Erstens bleibt die Möglichkeit zur Schaffung in sich vergleichbarer Zahlenreihen und statistisch bearbeitbarer Datensätze in der Geschichtswissenschaft begrenzter als in den gegenwartsbezogenen Sozialwissenschaften. Die Grenzen der Überlieferung lassen sich mit Erfindungsreichtum und Arbeitsaufwand ein ganzes Stück weit zurückschieben, überspringen lassen sie sich nicht. Historiker leben von Quellen, die sie nur in ganz begrenztem Maße selbst produzieren. Dies ist besonders wichtig für die ältere Zeit vor 1800, die manchmal als „vorstatistisch“ bezeichnet wird. Auch für die späteren Jahrzehnte bestehen große Lücken im Datenmaterial. Sehr häufig gilt, daß Historiker, die Statistiken heute verwenden, von den begrifflichen Entscheidungen und damit den Fragestellungen jener Statistiker abhängig sind, die seinerzeit das Material erhoben, geordnet und dargestellt haben.

Zweitens geht es in der Geschichtswissenschaft, und womöglich unterscheidet sie sich dadurch von anderen Wissenschaften, um die Erfassung von Phänomenen in ihren Kontexten, um die Erfassung sehr komplexer Konstellationen und Interdependenzen. Diese werden verfehlt, wenn man sich auf die Isolierung weniger Variablen und auf die Untersuchung ihres Zusammenhangs beschränkt. Aber erfordert nicht die systematische Quantifizierung die Bereitschaft zur konsequenten Isolierung einiger Variablen? Die Verfahren, mit denen Historiker komplexe Konstellationen zu erfassen suchen, sind vielfältig. Zu ihnen gehören auch erzählende Verfahren, Andeutungen, assoziative Brückenschläge, perspektivische Argumentationen. Mein Eindruck ist, daß hier viel verlorengehen würde, wollte man geschichtswissenschaftliche Forschungsverfahren und Argumentationen auf solche quantifizierender Art beschränken. Der Kontextbezug der Geschichtswissenschaft stellt eine Grenze für geschichtswissenschaftliche Quantifizierung dar.

Drittens ist es eine spezifische Aufgabe der Historiker, und nur deshalb dürfte die Geschichtswissenschaft zu einem solchen Massenfach und öffentlichkeitsbezogenen Unternehmen

geworden sein, vergangene Phänomene in bezug auf heutige Fragen zu deuten, zu interpretieren, einzuordnen und – häufig kritisch – mit Sinn auszustatten. Genau damit erfüllen Historiker eine gesellschaftlich und kulturell wichtige Funktion für das Selbstverständnis und die Orientierung ihrer Gegenwart: Funktionen, die, wenn nicht von den Historikern, dann von Legenden- und Mythenproduzenten wahrgenommen werden. Diese Deutungs- und Interpretationsverfahren mögen auf Informationen fußen, die aus Statistikdaten mit Hilfe quantifizierender Verfahren gewonnen wurden. Aber sie gehen in Quantifizierung nicht auf.

Damit begnüge ich mich zunächst und halte fest, daß die Verwendung von Statistikdaten mit Hilfe statistischer Verfahren einen prinzipiell unbestrittenen Platz in der Geschichtswissenschaft gefunden und überdies stark an Boden gewonnen hat, daß ihre Reichweite aber andererseits begrenzt ist. Quantifizierende Verfahren finden meist nur in einzelnen Untersuchung- und Darstellungsschritten Platz und gehen immer wieder in nicht-quantifizierende Forschungs- und Darstellungsformen über, denen sie letztlich dienen. Allerdings sind die Möglichkeiten quantifizierender Forschung bisher bei weitem nicht ausgeschöpft.

2. Zur Ausbreitung der quantifizierenden Verfahren hat sicherlich die Durchsetzung der EDV beigetragen, die insbesondere auf Jüngere ihre Faszination ausübt. Allerdings ist der Unterricht in entsprechenden Verfahren meist noch nicht selbstverständlicher Teil des Lehrkanons der Historiker. Meistens begnügen sich Historiker mit der Anwendung einfacher statistischer Verfahren deskriptiver Art. Quantifizierende Darstellungsformen (Zahlenreihen, Kreuztabellen etc.) finden sich zunehmend in primär nicht-quantifizierenden Darstellungen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Großprojekte der quantifizierenden historischen Forschung fanden statt, so auf dem Gebiet der Historischen Wahlforschung, der Historischen Mobilitätsforschung, auf dem Gebiet der Kollektivbiographie etc. . . . Mehrere Konferenzen wurden abgehalten, in denen es um die Verwendung, Verbreitung und Weiterentwicklung fortgeschrittener statistischer Verfahren im Überschneidungsbereich zwischen Sozialwissenschaften und Geschichtswissenschaft ging. Auf den letzten Historikertagen fanden entsprechende Sektionen statt, zumeist von jüngeren Wissenschaftlern organisiert und durchgeführt. Auch die Sammlung und Generierung historischer Daten haben Fortschritte gemacht, so im DFG-geförderten langjährigen Schwerpunkt „Historische Statistik“. Allerdings handelte es sich um relativ voneinander isolierte Einzelprojekte mit Schwerpunkt in der deskriptiven Wirtschaftsgeschichte (sehr viel weniger in der Sozial-, Kultur- und Politikgeschichte). Das Zentrum für Historische Sozialforschung in Köln (ehem. Quantum) hat Kurse und Beratungen zur Verbreitung und Anwendung quantifizierender Verfahren veranstaltet, entsprechende Dienstleistungen und Veröffentlichungen angeboten und sich an die Sammlung von Datensätzen innerhalb einer entstehenden Datenbank zum Zweck der Sekundäranalyse gemacht. Auch an anderen Stellen sind – in geringerem Umfang – entsprechende Arbeiten auf dem Weg, so in einigen Universitäten und auch im Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Die Entwicklung ist gut auf dem Weg, doch zusätzliche Koordination wäre wünschenswert, auch im Interesse der Identifikation von weiterhin bestehenden Leerstellen mit dem Ziel ihrer Füllung durch gezielt angesetzte Forschung und Generierung von Zahlenreihen.

Andererseits spüren die quantifizierenden Historiker auch deutlichen Gegenwind. Das hängt einmal damit zusammen, daß die Erwartungen der Öffentlichkeit an die Geschichte nicht nur

gewachsen sind, sondern sich auch verändert haben. Stärker als früher wird heute von Geschichte erwartet, daß sie Auskunft darüber gibt, woher man kommt, wer man ist und wohin man vermutlich geht. Der Klärung und Sicherung kollektiver Identität soll die Geschichte dienen, daneben auch der Unterhaltung. Analytisch orientierte, sozialwissenschaftlich eingefärbte und mit quantifizierenden Methoden arbeitende Geschichtswissenschaft erweist sich dafür häufig als zu sperrig, die glatte historische Erzählung kommt diesen Identitätsbedürfnissen eher entgegen.

Als in den sechziger und siebziger Jahren sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen die älteren politikgeschichtlichen Ansätze ergänzten und teilweise verdrängten, erhöhte dies den Bedarf an quantifizierenden Methoden und quantifizierbaren Daten. In den letzten Jahren hat dagegen das Interesse an Kulturgeschichte bemerkenswert zugenommen, an der Geschichte von Zeichensystemen, Lebensweisen und symbolischer Praxis. Diese Wirklichkeitsdimensionen sind schwerer quantitativ zu analysieren als die Gebiete der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Dasselbe gilt für die „Alltagsgeschichte“, eine Strömung innerhalb der Geschichtswissenschaft, die sich besonders für die Erfahrungen und Wahrnehmungen der kleinen Leute vergangener Zeiten interessiert, im engen Bereich eines Dorfes, einer Stadt, oder eines Stadtteils, manchmal mit der neohistoristischen Absicht, die vergangenen Lebenswelten „von innen“, d. h. ohne scharfe Begriffe – aus sich selbst heraus – zu rekonstruieren. Diese eher „weichen“, auf enge Kommunikation mit der zu erforschenden Lebenswelt zielenden Zugriffe drängen nur selten zur quantifizierenden Forschung.

3. Was steht an? Einerseits ist nicht zu bezweifeln, daß die Unterweisung in den notwendigen quantifizierenden Fertigkeiten noch immer nicht überall zur Ausbildung von Historikern selbstverständlich hinzugehört. Kurse mit überregionaler Reichweite sind weiterhin notwendig. Die Vermittlung von Grundkenntnissen scheint mir wichtiger als die Qualifizierung in fortgeschrittenen Analysetechniken. – An vielen Stellen entstehen derzeit Datensätze. Ihre Sammlung, Aufbereitung und Freigabe (!) für Sekundäranalysen sind unbedingt zu fordern und zu fördern, wenn auch manche der ursprünglichen Hersteller dieser Datensätze sich nur ungern in die Karten schauen lassen. Die Generierung solcher Daten ist einfach zu aufwendig, als daß sie in der privaten Verfügung einzelner verbleiben könnten. Ohnehin gehört die Kritik unter Kollegen zu den wichtigsten Prinzipien wissenschaftlicher Arbeit.

Zweifellos hat die Herstellung von Langzeitreihen in den letzten Jahren Fortschritte gemacht. Zu erinnern ist an die „Historische Statistik“ (DFG-Schwerpunkt), an die Handbücher von Flora und Zapf, an Schürens Mobilitätsdaten, an Falters Wahldaten und vieles andere mehr. Doch bleibt hier noch viel zu tun, vor allem in der Sozialgeschichte. Langzeitreihen zur Entwicklung sozialer Proteste, Wanderungen und sozialer Ungleichheitsmuster sind als Beispiele zu nennen. Dazu wird es notwendig sein, in zeitraubender und koordinierter Arbeit Daten neu zu erheben, zum Teil aus gedruckten Statistiken, zum Teil aus anderen Überlieferungen (etwa den Beständen von Einwohnermeldeämtern, Standesämtern, Steuerlisten etc.). Leider werden Arbeiten dieser Art, auch wenn sie, wie es die Regel ist, nur auf statistische Aussagen zielen und keine namentlich identifizierbaren Individualdaten präsentieren, neuerdings durch übertriebenen Datenschutz behindert. Das Standesamt in Ludwigshafen hat dabei eine

traurige Vorreiterrolle gespielt. Eine neue Epoche der Geheimhaltung scheint anzubrechen, die die historischen Forschungen sehr zu behindern geeignet ist.

Ein großes Arbeitsgebiet würde sich öffnen, wenn man die systematische Aufbereitung und Vergleichbarmachung regional- und zeitspezifischer Daten in Angriff nähme, wie sie insbesondere fürs 19. und frühe 20. Jahrhundert in den statistischen Ämtern der Einzelstaaten, einzelner Regionen und vieler Städte zusammengetragen wurden. Das Ziel wäre, Konkordanzen und Kompatibilitäten herzustellen und – soweit wie möglich – Vergleichbarkeit über lange Zeiträume und zwischen den einzelnen regionalen Einheiten zu erreichen. Die Kategorien der Statistiker unterschieden sich regional und änderten sich mit der Zeit. Die Erforschung der Entscheidungsprozesse und des Erfahrungswandels, die hinter solchen kategorialen Änderungen lagen, verspricht einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Denkmuster und Mentalitäten zu leisten.

Das Fernziel könnte die Erstellung einer erweiterten, heutigen Standards entsprechenden „Deutschen Historischen Statistik“ sein, etwa im Stile der seit langem vorliegenden „Historical Statistics of the United States“. Eine solche lohnende Arbeit würde mehr an Koordination und Steuerung benötigen, als bisher für die historisch-statistischen Arbeiten aufgewandt worden sind. Es geht um systematische, kontinuierliche und spezialisierte Tätigkeit mit dem Ziel der Herstellung von Datensätzen, ihrer Aufbereitung und Zugänglichmachung (*Service*). Über die organisatorische Form bleibt nachzudenken.